

„Ich bin ausgelutscht worden“

SPIEGEL-Gespräch Komiker Hape Kerkeling, 50, hadert mit seiner TV-Karriere. Er hat sich aus dem Fernsehen zurückgezogen und will nur noch Autor sein. Sein erstes Buch wurde nun verfilmt.



SPIEGEL: Herr Kerkeling, Sie sind uns ein Rätsel.

Kerkeling: Das freut mich!

SPIEGEL: In Ihren Büchern haben Sie sehr viel von sich offengelegt. Sie haben über Ihren Burn-out geschrieben, durch den Sie zum Pilger wurden, und über den Freitod Ihrer Mutter. Vor unserem Treffen hingegen haben Sie darum gebeten, dass wir über nichts Privates oder Persönliches sprechen. Wie passt das zusammen?

Kerkeling: Recht gut, das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. Was ich mit meinem Leser unter vier Augen teile, ist etwas ganz anderes als das, was ich mit Ihnen in einem öffentlichen Interview besprechen kann.

SPIEGEL: Sie reden in Interviews nicht darüber, mit wem Sie Ihr Leben teilen, wo Sie wohnen, wie es bei Ihnen aussieht.

Kerkeling: Ich lasse weder die „Bunte“ noch den SPIEGEL ins Haus und stehe auch nicht mit der Familie und dem Hund für Fotos zur Verfügung. Ein Tabu. Das habe ich noch nie gemacht. Doch, halt, einmal! Es gibt eine Homestory von 1986, da stehe ich mit einem Staubsauger vor meinem Ikea-Sofa. In Pantoffeln! Meine damalige Plattenfirma wollte es so. Das wird es nie wieder geben.

SPIEGEL: Was darf man denn nicht wissen über Sie?

Kerkeling: Es geht nicht um Dürfen oder Nichtdürfen. Ich finde es geschmacklos, alles in die Öffentlichkeit zu tragen. Ich möchte auch nicht mit dem Privatleben von Kollegen behelligt werden. Leider ist das gang und gäbe. Bei manchen Leuten frage ich mich: Haben die auch einen Beruf, oder erzählen die nur noch, was sie zu Hause machen?

SPIEGEL: Als Autor behält man die Kontrolle über das Erlebte. Ist das der Punkt?

Kerkeling: Die habe ich ja nicht. Ich habe es beispielsweise nicht im Griff, ob der Leser mir folgt. Ich kann höchstens die Weichen stellen. Als ich mein erstes Buch „Ich bin dann mal weg“ schrieb, habe ich überlegt: Wie bekomme ich es hin, dass der Leser vergisst, dass es um den Hape Kerkeling geht, den er aus dem Fernsehen kennt? Er sollte das Gefühl haben, dass er einem mehr oder weniger normalen Menschen folgt, der sich auf den Jakobsweg begibt mit den Fragen: Wer bin ich? Was ist Gott?

SPIEGEL: Haben Sie Schreibrituale?

Kerkeling: Hinsetzen, gleich wieder aufstehen, Kaffee machen. Wieder hinsetzen, Stift in die Hand nehmen, aufstehen, mit

dem Kaffee um den Schreibtisch rumlaufen, wieder hinsetzen, dann ist der Kaffee alle. Dann hole ich mir einen neuen Kaffee. Dann erst fange ich an zu schreiben. Nennen Sie es gern Ritual.

SPIEGEL: Stehen Ihre Bücher zu Hause bei Ihnen im Regal?

Kerkeling: Ja, in allen 14 Sprachen, in denen sie erschienen sind. Ich habe sie gern parat, denn es kommt immer mal vor, dass jemand sagt: Du, ich kenne da einen Koreaner. Dann antworte ich: Dem Mann kann geholfen werden, hier ist die koreanische Version des Buchs. Oder es kommen Handwerker. Plötzlich steht da ein Lette oder Slowake, und ich sage: Moment, da hab ich das Passende für Sie! Nicht von Ratiopharm, sondern von meinen Verlag.

SPIEGEL: Bekommt man Distanz zum eigenen Leben, wenn man es zwischen zwei Buchdeckel packt?

Kerkeling: Durch das Schreiben gewinnt man keinen Abstand, aber man kann sich von Dämonen befreien. Die richtige Distanz zu seinem Leben bekommt man erst durch die Verfilmung. Da wird es durch die Interpretation quasi Kunst.

SPIEGEL: In der Verfilmung von „Ich bin dann mal weg“ werden Sie von „Tatort“-Star Devid Striesow gespielt*. Zufrieden?

Kerkeling: Ich bin beeindruckt. Und ich bin ein wenig angerührt von der Art und Weise, wie er mich darstellt. Dass er mich so sieht, macht es mir möglich, mich meiner Person noch einmal ganz anders anzunähern. Durch diesen Verfremdungseffekt bin ich mir selbst näher. Ich hätte nicht gedacht, dass das möglich ist.

SPIEGEL: Was ist das für ein Kerkeling auf der Leinwand?

Kerkeling: Ich finde, der ist ganz okay. Es gibt schlimmere Typen, wirklich.

SPIEGEL: Ein Idealist?

Kerkeling: Ein Romantiker.

SPIEGEL: Hoffnungslos?

Kerkeling: Romantiker haben immer Hoffnung.

SPIEGEL: Sie haben die Darsteller mit ausgewählt. Warum Striesow?

Kerkeling: Abgesehen davon, dass Devid ein hundsbegegneter Schauspieler ist, hat er etwas, was ich auch habe. Oder hatte. Mein erster Unterhaltungschef bei Radio Bremen hat zu mir gesagt: „Sie haben so ein Gesicht, mit dem können wir alles machen. Wir können daraus eine Oma schminken, ein Kind, einen General, einen Punker. Sie sehen nicht besonders gut aus, Sie sehen aber auch nicht besonders schlecht aus.“ Ich denke mal, dass das bei Devid, das nimmt er hoffentlich als Kompliment, ähnlich ist.

SPIEGEL: Wie sehr haben Sie kontrolliert, was aus Ihrem Buch wurde?

Kerkeling: Sehr.



Darsteller Striesow in „Ich bin dann mal weg“: „Ein Gesicht, mit dem können wir alles machen“

SPIEGEL: Muss man Sie sich vorstellen wie in Helmut Dietls Kinofilm „Rossini“ den menschen scheuen Bestsellerautor Jakob Windisch ...

Kerkeling: ... der Patrick Süskind nachempfunden ist?

SPIEGEL: ... diesen mimosenhaften Dichter, der sich an sein Buch klammert, erst unter Alkoholeinfluss und für viel Geld die Filmrechte abtritt, allerdings mit der Auflage, dass der Produzent den fertigen Film niemals sehen darf?

Kerkeling: Nö, so bin ich nicht, definitiv nicht. Bis zu einem gewissen Punkt war ich dicht an der Drehbuchentstehung dran. Danach habe ich losgelassen. Und habe es nicht bereut. Ich bin auch nicht an den Set. Ich wollte da nicht nerven. Und ich kann nerven, glauben Sie mir!

SPIEGEL: Der erste Anlauf, Ihr Buch zu verfilmen, scheiterte daran, dass Sie sich selbst spielen sollten. Constantin Film wollte das. Aber Sie nicht.

Kerkeling: Die Vorstellung, mich selbst zu spielen, hat etwas extrem Narzisstisches. Hinzu kommt: Die Wanderung auf dem Jakobsweg ist fast 15 Jahre her, ich werde jetzt 51, und ich soll glaubhaft mich als 36-Jährigen auf Sinnsuche mimen? Das ist eine Kunst, die ich nicht beherrsche. Deshalb habe ich abgelehnt. Daraufhin ist der NDR als Partner ausgestiegen. Und ich habe gesagt, dann machen wir es eben nicht, es muss ja keinen Film geben. Mit der Ufa hat das jetzt geklappt. Umso schöner.

SPIEGEL: Inzwischen haben Sie mit der Ufa bereits den Deal gemacht für die Verfilmung Ihrer Autobiografie. Haben Sie sich das lange überlegt?

Kerkeling: Natürlich. Aber ich weiß, dass mein Leben bei dem Team in guten Händen sein wird. Ich glaube, dass es ein sehr guter Film werden kann.

SPIEGEL: Im Buch nehmen die Depressionen und der Tod Ihrer Mutter einen großen Raum ein.

Kerkeling: Darum geht es, ja.

SPIEGEL: Das wäre im Film auch so?

Kerkeling: Vermutlich.

SPIEGEL: Ist es für Sie keine bedrückende Vorstellung, das Leiden Ihrer Mutter im Kino zu sehen?

Kerkeling: Schauen Sie, wenn es so weit sein wird, dass das Buch verfilmungsreif ist, wird das 43 Jahre zurückliegen. Ich hab mit der Geschichte meinen Frieden gemacht, ich habe mit dem Tod meiner Mutter meinen Frieden gemacht, und ich glaube, dass es für eine nachwachsende Generation durchaus von Interesse sein kann, diese Verfilmung zu sehen, weil sie daraus etwas lernen kann. Etwa, wie die damalige Zeit es Menschen nicht erlaubt hat, sich aus dem Teufelskreis der Depression zu befreien. Ich bin froh, dass das Buch verfilmt wird, auch wenn es für mich sicherlich nicht leicht sein wird. Ob ich dafür Werbung machen werde, so wie ich es jetzt hier tue? Ich fürchte: eher nicht.

SPIEGEL: Gab es Augenblicke, in denen Sie es bereut haben, in Ihren Memoiren den Freitod Ihrer Mutter öffentlich gemacht zu haben?

Kerkeling: Am Tag der ersten Veröffentlichungen dazu, ja. Da hatte ich einen Moment, wo ich dachte: Du hättest es nicht tun sollen. Danach nie wieder.

SPIEGEL: Weil die Zeitungen voll davon waren?

Kerkeling: Weil es in Schlagzeilen gefasst wurde, die ich mitunter grotesk bis geschmacklos fand.

SPIEGEL: In welchen Medien?

Kerkeling: Generell in Medien jeder Art, da sehe ich keinen Unterschied mehr.

SPIEGEL: Ihnen muss doch klar gewesen sein, dass das Wellen schlagen wird.

Kerkeling: Wenn man in der Öffentlichkeit steht, muss man damit leben, dass alles, was man sagt oder tut, am Ende schlagzeilenträchtig zu sein hat. Das war mir bewusst. Aber ich hatte darauf gehofft, dass man damit würdevoller umgeht.

SPIEGEL: Zum Beispiel?

Kerkeling: Ich will das nicht im Detail ausbreiten. Das Schlimmste war die Schlagzeile: „Selbstmord“. Und daneben mein

* Ab 24. Dezember im Kino.



Entertainer Kerkeling mit Sängerin Kim Wilde 1984, als Königin Beatrix 1991 : „Wo ist der Mann, was macht er?“

Konterfei, als hätte ich mich umgebracht. Das war das Allerschärfste.

SPIEGEL: Es hat einen Hörsturz und eine Gallenkolik gebraucht, um Sie erst zum Pilger und dann zum Autor zu machen. War es das wert?

Kerkeling: Das war es. Beide Krankheiten waren nicht lebensgefährlich, und sie haben mich zur Vernunft kommen lassen, was meinen Umgang mit Arbeit betrifft.

SPIEGEL: Voriges Jahr, als sie 50 wurden, haben Sie Ihre Fernsehkarriere beendet. Was sind Sie jetzt? Ex-Entertainer?

Kerkeling: Altcomedian. Sie können mich auch Elder Stageman nennen. Das Schreiben hat mich zurück zu meinen Anfängen gebracht. 1982, bei meinen ersten Auftritten, habe ich meine Sketche an einem Tisch sitzend vor Publikum vorgetragen. Da bin ich heute wieder, wenn ich vor Menschen aus meinen Büchern lese. Das ist für mich die ideale Kunstform.

SPIEGEL: Mehr als die große Show?

Kerkeling: Fernsehshows waren immer kompliziert. Und wenn Sie mich jetzt fragen, ob ich mich wohlgeföhlt habe in meinen Shows, dann lautet die Antwort: nein.

SPIEGEL: Meinen Sie das ernst? Sie waren Hannilein, Königin Beatrix, Uschi Blum, Horst Schlämmer, haben drei Jahrzehnte lang ein großes Publikum unterhalten – und wären eigentlich immer lieber ein lesender Autor gewesen?

Kerkeling: Das mag kokett klingen, wenn man so viel Erfolg haben durfte wie ich. Ich kann das halt, Menschen unterhalten. Und ich habe es auch genossen. Aber ich habe es nicht gebraucht.

SPIEGEL: Ganz verstanden habe ich es noch nicht.

Kerkeling: Schauen Sie, manche Leute surfen. Ich verstehe auch nicht, warum die das tun. Wenn Sie mich fragen, sind die alle bekloppt. Die haben aber Spaß daran. An einem Tisch sitzen und vorlesen ist mein Surfen. Dann fühle ich mich am wohlsten. Ich will gar nicht so viel Heckmeck auf der Bühne machen, da oben wuseln und noch eine Verkleidung anlegen und noch eine.

SPIEGEL: Dafür haben Sie es aber ziemlich lange gemacht.

Kerkeling: Es war ein langer Weg. Als 17-Jährigen ließ man mich nicht einfach da sitzen und Texte lesen, es kamen Regisseure, die sagten: Steh auf, der Tisch muss weg, zieh dir mal was anderes an. Man wollte, dass ich singe und tanze. So ist diese öffentliche Figur Hape Kerkeling entstanden, die ja toll ist, aber jetzt bin ich froh, dass ich wieder im Norwegerpulli da sitzen darf. Irgendwie bin das mehr ich.

SPIEGEL: Aber Sie wollten doch unbedingt ins Fernsehen. Das war Ihr Traum, seitdem Sie als Kind mit Ihrer Oma die Shows von Peter Alexander und Peter Frankenfeld gesehen hatten.

Kerkeling: Deshalb habe ich auch so lange durchgehalten. Ich habe mir gesagt: Du kannst jetzt nicht aufgeben, du musst da durch.

SPIEGEL: Wann kam Ihnen der Gedanke ans Aufhören zum ersten Mal?

Kerkeling: Als ich das allererste Mal ein Fernsehstudio betreten habe, um eine Show für Radio Bremen zu produzieren. Also 1984.

SPIEGEL: Wie bitte?

Kerkeling: So gern ich das gemacht habe, so skurril fand ich den Umgang, den manche Menschen miteinander pflegten. Ich hatte nicht vermutet, dass es beim Fernsehen so zugeht, wie ich dachte, dass es nur beim Militär geschehe. Dann gab es auch Menschen, die gewisse Störungen aufwiesen und in verantwortlichen Positionen saßen. Nicht bei Radio Bremen, aber bei anderen Sendern. Insofern war mir klar: Das mache ich nicht ewig. So schnell ich kann, will ich da wieder raus. Und das waren halt jetzt 30 Jahre.

SPIEGEL: Ich habe Ihnen hier zwei Kritiken zu ihrer ersten Showreihe „Känguru“ mitgebracht, die vom WDR produziert wurde und ab 1985 im Ersten lief. Womöglich kennen Sie die Kritiken auswendig...

Kerkeling: Es ist überraschend, dass die Leute mich immer für so narzisstisch halten.

SPIEGEL: Die „Frankfurter Rundschau“ schrieb damals über den 20-jährigen Hape Kerkeling, er sei ein „ziemlich dürrtigger, ja fader Nachahmungs-Möchtegern-Blödler, der zwar in vielen Masken auftritt, aber jeder Originalität entbehrt“.

Kerkeling: Das konnte ich nicht.

SPIEGEL: Die „Süddeutsche Zeitung“ formulierte etwas fürsorglicher, dass man dem Jungkabarettisten Kerkeling „nur die Daumen drücken kann, von den Folgen des rasanten Karrieresprungs und der Unerbittlichkeit des Mediums jetzt nicht ausgelutscht zu werden“.

Kerkeling: All das ist eingetreten. Ich bin ausgelutscht worden von der Unerbittlichkeit, ich war auch viel zu oft im Fernsehen, dennoch hat es irgendwie hingehauen.

SPIEGEL: Wie wurden Sie ausgelutscht?

Kerkeling: Als ich anfang, hat es mich überrollt. Nach einem Casting war ich der, dem eine Fernsehsendung anvertraut wurde. Ich wundere mich bis heute, dass ich das gemacht, dass ich das gepackt und in dieser Mühle sogar sehr gut funktioniert habe. Die Mechanismen habe ich schnell verstanden. Dass das erfolgreich war, erstaunt mich noch immer. Zumal ich mich inhaltlich sehr wehren musste gegen das, was ich zu spielen hatte. Als „Känguru“ in Serie ging, hat es mir so gar nicht mehr entsprochen. Es war ein harter Kampf mit den Leuten vom WDR, weil ich immer dachte: O Gott, was sind das nur für Texte! Aber ich konnte in der hohen Schlagzahl, in der Texte benötigt wurden, nicht schreiben. Also war ich auf Autoren angewiesen und musste auch Dinge spielen, die mir nicht so gefallen haben.

SPIEGEL: Nämlich?

Kerkeling: Irgendwelche banalen Witze, ich erinnere mich nicht mehr genau. Ich hab's dann so gut wie möglich getan.

SPIEGEL: Wie würden Sie Ihre Karriere beschreiben?

Kerkeling: Es ist ein ziemlich verrücktes Sammelsurium, was ich abgeliefert habe. Das Schicksal ist schon sehr gnädig, weil die meisten Menschen die weniger fetten Jahre völlig vergessen haben. Da gab es Zeiten, wo ich mir einen Flop nach dem andern geleistet habe. Manchmal habe ich so einen Murks auf den Sender gebracht – das weiß nur keiner mehr. Ich rede mich gerade um Kopf um Kragen, oder?

SPIEGEL: Was war der größte Murks?

Kerkeling: „Zappenduster“. Daran werden Sie sich nicht mehr erinnern. Ich muss selber grad nachdenken. Es ging darum, dass

Leute irgendwelche bescheuerten Spiele im Dunkeln machen, das war absurd. Und dann stand ich da, und die Zuschauer fragten sich: Wo ist der Mann, was macht er, warum ist das nicht lustig? Es war alles schrecklich, die Sendung wurde abgesetzt, ohne mein Wissen. Das war die dunkelste Stunde. Zappenduster. Aber wirklich. Danach wollte ich Heilpraktiker werden. Ich habe auch angefangen damit, aber das sollte ich jetzt alles nicht erzählen. So, die Stunde ist jetzt gleich um.

SPIEGEL: Warum Heilpraktiker?

Kerkeling: Ich fand das einfach interessant, mehr will ich dazu nicht sagen, ich bin's ja nicht geworden. Ich höre jetzt auf damit. Also: Meine Karriere war immer toll. Ich war immer fantastisch.

SPIEGEL: Was machen Sie den ganzen Tag?

Kerkeling: Was ich „den ganzen Tag“ mache? Ich bin mit der Administration der Dinge beschäftigt, die ich in den letzten 30 Jahren auf den Schirm gebracht und auf Platte oder Video gebannt habe. Das ist eine Mammutaufgabe. Rechtfreigabe, Senderechte und was da alles dranhängt. Ich weiß nicht, in wie vielen Religionsbüchern „Ich bin dann mal weg“ gelandet ist. Ansonsten bin ich Herr meiner Zeit und sehr froh darüber. Und ich schreibe.

SPIEGEL: An einem weiteren Buch?

Kerkeling: Ja. Es wird ein Sachbuch. Das hilft Ihnen jetzt auch nicht weiter, ich weiß. Kein medizinisches Fachbuch, so viel darf ich jetzt schon versprechen. Es wird auch nicht eine Neufassung des Strafgesetzbuchs sein. Alles Weitere zu seiner Zeit.

SPIEGEL: Wünschen Sie sich an manchen Tagen, niemand würde Sie erkennen?

Kerkeling: Ich bin nicht so manisch, dass ich denke: Heute will ich unsichtbar sein. Nee, es ist schon alles okay so. Das Glück ist, dass meine Popularität sich auf den deutschen Sprachraum beschränkt.

SPIEGEL: Sie haben einmal gesagt, dass Sie sich nicht vor der Kamera altern sehen wollen. War das der Grund für Ihren Rückzug?

Kerkeling: Das klingt so eitel. Nein, es ging mir vor allem darum, dass ich mir nicht dabei zusehen möchte, wie ich vor der Kamera nicht mehr so schlagfertig bin, wie ich es vielleicht war.

SPIEGEL: Gab es solche Momente schon?

Kerkeling: Nein, im Gegenteil. Ich hatte eher das Gefühl: Das ist noch eine Menge Musik drin.

SPIEGEL: In den vergangenen Jahren haben Sie als einzigen festen TV-Job noch fürs ZDF die „Goldene Kamera“ moderiert. Dabei wirkten Sie nicht, als würden Sie sich besonders wohlfühlen.

Kerkeling: Ich habe mich wohlgefühlt, das moderieren zu dürfen. Ich habe das fünfmal gemacht, aber die letzten zwei, drei Male war es tatsächlich so, wie Sie gesagt haben, nämlich dass ich ausschließlich die „Goldene Kamera“ gemacht habe, das



Kerkeling, SPIEGEL-Redakteur*

„Sie können mich Elder Stageman nennen“

heißt eine Fernsehsendung pro Jahr. Und da fing es irgendwann an, ein bisschen an Routine zu mangeln.

SPIEGEL: Hatten Sie nicht eher zu viel Routine?

Kerkeling: Nein, ich musste sehr hochfahren und dachte: O Gott, jetzt kommen diese Abläufe wieder. Wenn Sie das 365 Tage nicht gemacht haben, merken Sie das. Also ich habe das gemerkt.

SPIEGEL: Als junger Komiker haben Sie mit dem Mikrofon ahnungslose Passanten überfallen. Ist Ihnen das Subversive mit der Zeit verloren gegangen?

Kerkeling: Wie, mit der Zeit verloren gegangen? Meinen Sie, dass ich jetzt in meinem Privatleben Leute überfalle? Ohne Kamera macht das ja wenig Sinn, da wäre es nur ein bisschen verrückt.

SPIEGEL: Ihre letzten TV-Auftritte bestanden darin, in Shows mal einen Schlager zu singen.

Kerkeling: Mal 'n Schlager in 'ner Show? Ich habe Ihren Unterton durchaus gehört. Das Album war Platz sieben in den Charts. Das war kein Murks, dass wir uns da nicht missverstehen!

SPIEGEL: Noch ein Zitat von Ihnen: „Man wird in dem Gewerbe ein bisschen das Arschloch, auch um sich abzugrenzen.“

Kerkeling: Ja! Das haben Sie ja gemerkt im Vorfeld dieses Gesprächs: Nein, mach ich nicht, will ich nicht, das Interview darf nicht länger als 60 Minuten dauern, Fotos nicht von der Seite. All das.

SPIEGEL: Das macht Sie bereits zum Arschloch?

Kerkeling: Finde ich schon. Es macht Ihnen ja das Leben schwer.

SPIEGEL: Was gehört noch dazu?

Kerkeling: Zu dieser Arschlochigkeit? Rigos Nein zu sagen. Auch bei netten Anfragen. Auch bei Benefizaktionen. Nein, nein, nein, in den meisten Fällen. Das ist halt so. Wenn ich das nicht tun und immer alles mitmachen würde, säßen wir beide hier nicht mehr. Insofern habe ich mir eine Arschlochigkeit angewöhnt, die ich in Wahrheit nicht habe.

* Alexander Kühn in Berlin.

SPIEGEL: Seit wann sind Sie so?

Kerkeling: Seit meinem ersten Interview 1985, das ist lange her. Was haben Sie damals gemacht?

SPIEGEL: Ich war zehn und Schüler.

Kerkeling: Dann haben Sie das Interview vielleicht gelesen, wenn Sie Pech haben, es stand in der „Funk Uhr“. Vor dem Gespräch kam der Regisseur meiner damaligen Sendung zu mir und sagte: „Du musst eigentlich nur eins wissen, und daran denkst du bei jedem Interview, egal wer dir gegenüber sitzt. Denk immer: Dieser Journalist ist das größte Arschloch, das mir je begegnet ist. Dann ist alles okay.“ Dann kam aber eine sehr nette Dame von der „Funk Uhr“, und ich dachte, die habe ich mit Anstand zu behandeln, ich war 21, die Dame jenseits der 50, also war ich sehr höflich zu ihr. Und sie? Hat mich verrissen nach allen Regeln der Kunst. Die hat mich so fertig gemacht in diesem Interview, und seither denke ich am Anfang jedes Gesprächs, dass vor mir ein riesengroßes Arschloch sitzt.

SPIEGEL: Denken Sie das jetzt gerade?

Kerkeling: Ich stelle mir gerade den Zehnjährigen vor, dann ist das schon weniger arschlochig.

SPIEGEL: Haben Sie eigentlich Perücke, Mantel und Zähne von Horst Schlämmer aufbewahrt?

Kerkeling: Irgendwo sind die noch, fragen Sie mich aber nicht, wo.

SPIEGEL: Für den Fall, dass Sie doch rückfällig werden?

Kerkeling: Wenn irgendwer aus der Familie Geburtstag hat, der sich darüber freuen würde, würde ich das privat noch mal machen. Irgendeine Tante, die 80 wird, hat vielleicht Spaß, wenn der Schlämmer kommt. So, zwei Fragen noch.

SPIEGEL: Sie haben selbst immer gern Ihr Gewicht thematisiert. Kann man denn ...

Kerkeling: ... das ist aber gemein. Das ist wirklich gemein. Diese Frage werde ich nicht beantworten.

SPIEGEL: ... kann man an Ihrer Leibesfülle ...

Kerkeling: ... ich denke überhaupt nicht daran, Ihnen zu antworten, das ist rassistisch. Aber mich interessiert Ihre Frage.

SPIEGEL: Kann man an Ihrer Leibesfülle erkennen, wie es Ihnen geht?

Kerkeling: An meiner Fülle? Nein, so einfach ist das Leben nicht. Reicht Ihnen das als Antwort aus?

SPIEGEL: Das reicht.

Kerkeling: Gut, mehr hätten Sie auch nicht bekommen. Dann war das die letzte Frage. (Ruft nach seiner Managerin) Elke, er hat gesagt, ich bin dick!

SPIEGEL: Herr Kerkeling, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Video:

Kerkelings Karriere

spiegel.de/sp502015kerkeling
oder in der App DER SPIEGEL